

József Budai

Die verheimlichte Abstammung

Das deutsche Mädchen

© 2016 József Budai

Lektorat, Korrektorat: Daniela Hubrich
Übersetzung: Ildiko Muranyi

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN 978-3-7323-4682-0 (Paperback)

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

József Budai

**Die verheimlichte
Abstammung**

Das deutsche Mädchen

Vielen Dank

*dem Kistarcsaer Kulturverein für die zur
Veröffentlichung bestimmte Finanzhilfe*

Vorwort 7

Das deutsche Mädchen 8

Die Tochter des Panzer-Offiziers 88

Vorwort

Nach ungefähren Schätzungen leben mehr als anderthalb Millionen Menschen in Europa, die nach dem II. Weltkrieg und unmittelbar danach geboren wurden, deren Väter deutscher Abstammung waren. Kinder von Frankreich bis Norwegen, überall, wo Nazi-Stiefel aufmarschierten.

Heute sind diese Kinder Großeltern. Es kommt noch immer vor, dass ihre Geheimnisse überraschend gelüftet werden.

Der Grund kann ein bloßer Zufall sein – aber, es kann auch sein, dass die Mutter diese Belastung in ihrer tiefsten Seele nicht mehr ertragen kann. Plötzlich vertraut sie alles aus ihrer Vergangenheit ihren Kindern an.

Können solche Geschehen verziehen werden?

Ist es besser, diese Geheimnisse zu erdulden und bis in alle Ewigkeit stumm zu bleiben, oder sollte man diese seelentötende Stille brechen?

Ich erzähle einen Fall, der sich in Ungarn ereignet hat. Es ist die Geschichte meiner eigenen Familie.

Wenn meine Story Ähnlichkeiten mit anderen aufweist, ist es purer Zufall. In Norwegen gibt es etliche Tausend Kinder mit deutscher Abstammung, aber in Ungarn wegen der damaligen politischen Lage noch um ein Vielfaches mehr.

Ich möchte mich dafür entschuldigen, wenn ich schon verheilte Narben ungewollt wieder aufreiße. Vielleicht wird Verzweiflung auftreten, aber wir müssen daran glauben, dass unser göttlicher Ursprung uns zur Vergebung und seelischen Ruhe führen kann!

Wie man weiß, sind seine Wege unergründlich...

Der Verfasser

Das deutsche Mädchen

Es war ein Nachmittag Ende Oktober. Man konnte nicht mehr bis zum „Pásztorhügel“ sehen, wo der Wald anfängt. In der Mitte des Anstiegs, bei der Marienkapelle, waren noch an beiden Seiten der Straße sporadisch stehende Bäumen und Büsche wahrnehmbar. Ein dichter Nebel bedeckte das Gebiet. Es herrschte Stille und Ruhe in dem Dorf. Der Krieg schien von hier noch sehr weit weg zu sein. Für kurze Momente hatte man das täuschende Gefühl, er könnte nie bis hierher kommen, obwohl die älteren Männer schon eingezogen worden waren – einige an die Front, die anderen zur täglichen Arbeit, um die Schutzlinien zu bauen. Alle fühlten in ihrem Herzen, dass man dem Schlimmsten nicht ausweichen kann. Die Front wird das kleine, unbedeutende Dorf erbarmungslos erreichen. Danach wird die aus Erzählungen bekannte Zerstörung weiter nach Westen rasen. Die schlimmsten Nationalisten und Hungaristen haben auch eingesehen, dass keine Wunderwaffe die russischen Heere auf ihrem Weg aufhalten kann. Trotz allem sind sie dem Aufruf vom Kreisbeauftragten Bruder gefolgt und haben den mit der Jugendausbildung unter Zwang beauftragten Lehrer mit zehn bis zwölf 17-jährigen Jungen zum Gemeindezentrum nach Szirák geschickt. Wer weiß, warum sie noch Hoffnung hatten?

Es war eine erbärmliche Szene, als sich die Kerle zitternd mit ihren „Paladinmützen“ vor dem Rathaus sammelten, um dann zu Fuß zur gut 15 km entfernt liegenden Gemeindezentrale zu marschieren. Sie trotteten ganz langsam. Sie haben sich eher nur zögernd auf dem dreckigen, steinernen Weg geschleppt. Es wurde schnell dunkel. Nicht nur der grau bewölkte Himmel, sondern auch der immer dichter werdende Nebel hatte die Dämmerung beschleunigt und der rieselnde Regen hat es noch unangenehmer gemacht. Jetzt kamen die zur Zwangsarbeit verpflichteten Männer mit den Pferdekarren nach Hause. Sie hatten in dieser Zeit im Kreis Hatvan gearbeitet, um

Schützengräben auszuheben, Maschinengewehrnesten zu bauen. Wie es für dieses Gelände am besten geeignet war. Die Feldjäger und Pioniere leiteten die Arbeit fachmännisch. Die Feldjäger mussten aufpassen. Es sah so aus, als ob sie es nicht freiwillig taten. Obwohl man sich freiwillig für diese Arbeit melden konnte. Damals waren die Schutzlinien von Hatvan weit gebaut. Nachdem diese Aufgabe auf freiwilliger Basis nicht zu leisten war, hat es der Gemeinderichter als Pflicht eingeführt. Diese Arbeit wurde von Männern erledigt, die dafür geeignet waren, die sowohl Kraft als auch einen Pferdekarren besaßen. Sie fuhren täglich raus und am Abend wieder zurück. Wenn die Pferdekarren das Dorf erreicht hatten, zerstreuten sie sich gleich. Während sie nach Hause eilten, verschluckte sie schnell der Nebel.

István N. war wegen seiner Krankheit für den Militärdienst ungeeignet. Deshalb blieb er zu Hause in seinem Dorf. Er wurde gelegentlich mit gemeinnützigen Aufgaben betraut. Er wohnte mit Ehefrau und Tochter im Haus einer seiner Schwestern. Seine Schwester Ilona diente als Köchin bei der Familie des Grafen Szechenyi in Aszód. Ihr Mann arbeitete auch dort als Hausdiener. Sie hielten sich dauerhaft in dem Schloss auf, da die Grafenfamilie in die Schweiz geflohen war. Nur eine ältere Verwandte war da geblieben. Das Bedienstetenehepaar hatte die Aufgabe, auf Hab und Gut aufzupassen. Ihr eigenes Haus stand in der Straße, neben der Kirche. Man musste hoch auf die Halde neben dem Pfarrhaus, Richtung Marienkapelle. Am Friedhof vorbei, auf halbem Weg zur Kapelle, lag das Haus von Ilona. Dort lebte István mit seiner Familie. Das Haus nebenan gehörte seiner jüngeren Schwester.

„Unsere Maris“, wurde sie in der Familie genannt. Vor dem Krieg hatte sie mit ihrem Mann in Deutschland gearbeitet und von diesem Lohn haben sie das Haus gebaut. Ihr Ehemann, der „Erbe“, musste wer weiß wie oft einmarschieren. Er war 1909 geboren. Er hatte seinen Militärdienst geleistet. Als das „Felvidék“ (Slovakien) an Ungarn zurückgefallen war, war er regelmäßig einberufen worden. Sie hatten nur ein ruhiges Jahr gehabt, als sie in Deutschland an einem adeligen Hof gearbeitet hatten. Maris hatte prima gekocht, so wie alle

Frauen in der Familie N. Bald war sie die Köchin auf dem Bauernhof. Innerhalb eines Jahres hatten sie so viel verdient, dass sie in der Nachbarschaft der jüngeren Schwester Ilona Grund und Boden kaufen und ein Haus bauen konnten. Lajos kam oft tagelang vom Kartenspielen nicht nach Hause. Sie kamen trotzdem gut miteinander aus. Sie waren sehr traurig, weil sie kein Kind bekommen hatten. 15 Jahre waren vergangen und immer noch hatte sich kein Baby angekündigt. Sie waren deswegen sehr besorgt. Für die Frau war es fast unerträglich. Es ist eine Schande für eine Frau in einem Dorf!

„Du bist unfruchtbar!“, hatte er oft besoffen gebrüllt, wenn er vom tagelangen Kartenspiel nach Hause gefunden hatte.

„Du kannst kein Kind machen!“, gab sie zurück. Nur kurz, weil sie sofort verprügelt wurde. Danach war sie still. In solchen Fällen hatte ihr Mann auch den Hosengürtel zur Züchtigung seiner Frau benutzt. Auf dem Land war dies unter Eheleuten üblich.

Die meisten Männer haben wegen der Armut mit dem Trinken und Karten spielen angefangen. Am Sonntagnachmittag begannen die Spiele, sie dauerten oft mehrere Tage lang. Es fing im Herbst an, als das Wetter regnerisch wurde. Es gab noch keinen Frost, man konnte noch nicht Holz hacken. Außer der Kleinviehversorgung gab es kaum andere Beschäftigungen auf dem Hof. Sie haben sich zu viert in einem Haus zusammengetan und um Pfennige gespielt. Man konnte trotzdem ganz schön viel verlieren. Nebenbei tranken sie viel. Hier haben nur die Gastgeber gewonnen. Sie haben ihren Wein für gutes Geld an die Spieler verkauft. Es wurde reichlich getrunken.

István hatte gelegentlich auch teilgenommen. Seinen Schwager Lajos konnte keiner schlagen. Wie ich schon sagte, er konnte mehrere Tage von Zuhause fernbleiben. Er hat seine Verluste bei seiner Frau abgeprügelt.

Jetzt war Gott sei Dank Ruhe. Lajos war draußen an der russischen Front. Zuhause, im Dorf, passierte nichts. Sie haben nur aus dem Radio etwas über den Krieg gehört. Manchmal erhielten die Dörfler Nachricht über die Verletzung eines Frontdienstlers, oder es wurde über einen verschollenen Soldaten geredet. Wenn jemand verschwunden

war, wurde die Familie benachrichtigt. So hatte man wenigstens Hoffnung. István ist doch angekommen! Er hat schon im Hof den märchenhaften Duft der Bohnensuppe mit geräucherter Haxe gerochen. Die Frauen besprachen täglich, was am nächsten Tag gekocht werden sollte. Man wusste den Tagesablauf auswendig – so sind die Arbeitstage der Frauen immer gleich abgelaufen. Als er in die Küche trat, flog ihre Tochter Ilonka sofort in seine Arme. Ihre wunderschönen goldenen Haare wehten ihr um die Schultern. Er bekam auf beide Wangen ein Küsschen. Danach ging er mit Ilonka auf seinen Armen zum Bänkchen.

Seine Schwester Maris stellte sofort einen großen Teller heiß dampfender Bohnensuppe mit einer frischen Scheibe Brot vor ihn. István hatte seine Hände in der Waschschiüssel neben der Tür gewaschen. Er setzte seine Tochter neben sich, dann fing er an, gierig zu essen. Dieses Mal gab es zum Mittag das gleiche wie zum Abendessen, weil sie den ganzen Tag nicht daheim gewesen waren. Es gab ein Zwei-Gänge-Menü. Der zweite Gang bestand aus Mohnnudeln mit Honig. Das war seine Leibspeise. Sie wurden nicht aus fertigen Kipferln hergestellt, sondern sie waren richtig hausgemacht. Er aß sehr schnell und wurde richtig satt. Danach lehnte er sich an die Wand, drehte sich eine Zigarette und zündete sie an. Sie haben still da gesessen, als man plötzlich in der Ferne Motorengeräusche hörte. Sie drehten ihre Köpfe zur Tür. Das Geräusch wurde immer stärker. Es war zu hören, dass es Militärfahrzeuge waren. István ging langsam zur Tür und öffnete sie. Dieses Mal hörte man ganz deutlich, dass sich Lastwagen aus der hatvaner Richtung näherten. Die Warterei war erdrückend. Die kleine Flamme in der Petroleumlampe flackerte noch, vom Luftzug der geöffneten Tür.

Man sah noch die roten Silhouetten oben an der Decke von den Ringen und den Flammen von dem Eisernen Ofen.

Das Haus von Maris stand nebenan. Sie ging normalerweise durch die kleine Tür im Zaun nach Hause, so musste sie nicht auf die Straße hinaus.

Dieses Mal rührte sie sich nicht. Sie warteten.

„Bleib noch, Schwester!“ sagte István beruhigend. „wir müssen erst wissen, was los ist.“ beendete er den Satz.

Sie wussten, dass die Soldaten hinter der Frontlinie einquartiert werden, wenn sie sich ausruhen müssen oder in Reserve sind.

Die Geschehnisse ereigneten sich schnell. Man konnte hören, wie ein Auto vor dem Haus hielt. Es war ein gepanzerter Geländewagen. Später wurde er Stammgast in diesem Haus. Bald wurde die Tür aufgerissen. Zwei deutsche Soldaten mit Stahlhelmen stellten sich mit Maschinengewehren an beide Seiten der Wand. In der Tür erschien ein hochgewachsener, fescher Offizier. „Guten Abend“, sagte er, „wir beziehen hier Quartier.“, und eilte nach rechts in die gute Stube. Ein Soldat hatte ihm die Tür geöffnet. Der Offizier drehte sich überrascht um, als Maris ihn in reiner deutscher Sprache begrüßte.

„Guten Abend! Sprechen Sie Deutsch?“, fragte er.

„Ja, ein wenig“, sagte sie, schüchtern auf den Boden schauend. Der Offizier murmelte etwas und ging ins Zimmer. Maris folgte ihm mit dem Zündholz und machte das Licht an. Er kannte sich offensichtlich aus. Er nahm das erste Zimmer, welches der Bauer nur für Gäste vorgesehen hatte. Es war die „Gute Stube“. Die Frauen sind nur zum Lüften und Putzen hineingegangen. Ein Soldat mit Maschinengewehr folgte ihm. Man konnte die Befehle gut hören. Die Ausrüstung des Offiziers wurde hineingetragen. Bei den Nachbarn sind auch acht bis zehn Soldaten eingezogen. Dies hat im ganzen Dorf fast bis 22 Uhr gedauert. Danach wurde es still. Die Veränderungen wurden erst am nächsten Tag bemerkbar. In der Marienkapelle hatte sich die Luftwaffe einquartiert. In der Straße des Friedhofes fünfzig Meter vor der Kapelle, wo die Straße sich teilt, war ein Panzer mit Laub getarnt im Mais versteckt. Das Kanonenrohr zeigte Richtung Verseg-Hatvan. Auf dem Hof, am Anfang der Straße neben dem Pfarrhaus, standen riesige Lastwagen mit Benzinfässern beladen. Gegenüber der Schule wurde das Lazarett eingerichtet.

Der Platz war als Aufnahme- und Reservestelle für die Reservisten der deutschen Truppen eingerichtet. Die sollten Hatvan schützen. Später war im Dorf Ruhe eingekehrt. Die Soldaten ruhten sich aus und bereiteten

sich auf den nächsten Kampf vor. Es passierte meist am Nachmittag, dass die hier wartenden Reservisten an die Front befohlen wurden. Ihre Aufgabe war es, die Russen zurückzuhalten, bevor sie Verstärkung erhielten. Die Kämpfe wurden meistens vor Mitternacht beendet. Die Soldaten kamen dreckig und müde nach Hause. Sie zogen nur die Stiefel aus und fielen auf ihren Strohsäcken sofort in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen ging alles wieder von vorne los. Im Hof von Familie N. wurde die Lagerküche aufgestellt. Kanonensuppen haben sie mit gepanzertem Wagen in das Lagerhospital geliefert. Die Front erreichte bald Hatvan und man hörte die Kampfgeräusche in dem Dorf auch immer öfter. Die Explosionen dauerten stundenlang.

Der Krieg war angekommen! Die winzige Siedlung wurde gnadenlos erreicht. Man konnte sich nirgendwo verstecken. Bis Mitte November konnte man täglich das Summen der russischen Kampfflieger hören. Die Bomben fielen kreischend, danach hörte man die Explosionen.

Hatvan wurde schonungslos bombardiert. Erst der Bahnhof und dann seine Umgebung. István N. hatte Glück: Seit die Front näher gekommen war, wurde er nicht mehr zur gemeinnützigen Arbeit einberufen. Die Anderen auch nicht. Nur sporadisch, und bald gar nicht mehr. Man konnte sich wegen der Militärfahrzeuge nicht frei bewegen. Die Soldaten steuerten überall den Verkehr. Die Kriegsausrüstungen wurden per Zug zum Balassagyarmat – Vác-csa geliefert. Der deutsche Schwadronenkommandant, der bei Familie N. wohnte, besaß trotz seines jungen Alters – er wurde auf ungefähr 26 Jahre geschätzt – einen hohen Dienstgrad.

Zwei der auf dem Hof wohnenden Soldaten hielten sich immer bei dem Offizier auf, um auf seine Befehle zu warten. Einer hielt seine Kleidung in Ordnung, der andere rasierte ihn. Diese Dinge übten auf die kleine Ilonka eine große Wirkung aus. Immer, wenn der Offizier die Kleine traf, hob er sie gleich hoch. Sie roch seinen feinen Duft. Es war anders als bei ihrem Vater. Ein armer Bauer konnte sich nur ein billiges Gesichtswasser leisten, wenn überhaupt. Sonst reichte es

nur für Alaun. Sie bekam von dem Offizier oft Bussi, Schokolade oder feines Parfüm. Maris N. blühte zu dieser Zeit richtig auf, sie kochte mehr und feiner als sonst. Es schmeckte dem Offizier sichtbar besser als das, was die Soldaten zubereiteten. Die Frau war oft bei dem Offizier. Es fiel nicht auf, weil sie die Einzige war, die sich gut auf Deutsch verständigen konnte. Ihr Haus war auch mit Soldaten belagert, so hielt sie sich oft hier auf. Sie alle schliefen in dem hinteren Zimmer. Ihr Bruder und seine Frau mit der Tochter Ilonka. Maris sprach oft mit den Soldaten. Sie erkundigte sich über den Offizier. Die Soldaten hatten offensichtlich mehr Angst als Respekt vor dem Offizier. Es machte natürlich viel aus, dass an seinem Hals ein Eisernes Kreuz hing! Das Eisernes Kreuz löste Ehrfurcht und Bewunderung aus. Mancher junge Soldat, der ihn auf dem Hof erblickte, ergriff sofort die Flucht. Sie fürchteten ihn. Er war kein gewöhnlicher Mensch, er hatte einen strengen Blick. Seine Gesichtszüge wurden erst weich, wenn er das kleine Mädchen erblickte. Dann schmunzelte er. Neben seinem Mund hatte sich ein kleines Grübchen gebildet. Er war ein schöner Mann. Die Soldaten flüsterten Maris mit Bewunderung zu: „Der Fabrikant, der Sohn des Fabrikanten!“

Maris hatte schon seit Monaten keinen Brief mehr bekommen. Sie hatte von ihrem Mann keinerlei Nachricht. Die früher auch nur sporadisch angekommenen Grußkarten waren ganz ausgeblieben. Der Krieg hatte das Dorf überwältigt. Es war eine Art Gefangenschaft. Eines Tages kam eine unerwartete Nachricht. Sie erregte die Gemüter der Dorfbewohner. Die Jugend, die zum Gemeindezentrum kommandiert worden war, kam nach Hause. Man konnte nicht ahnen, was man mit ihnen geplant hatte. Sie hatten noch keine militärische Ausbildung erhalten. Sie hatten nur Gewehrübungen gemacht. Einige hatten eine Pistole besessen, aber die Klügeren hatten sie weggeworfen oder gut versteckt. Die Leute redeten darüber, dass die Deutschen Hatvan bald aufgeben würden. Es passierte etwas Unmögliches: russische Kampfflieger erschienen über den Häusern. Sie bombardierten und beschossen alles, wohinter sie militärische Ziele vermuteten.

Im Dorf gab es keinen Schutzkeller. Während eines Angriffs rückten die Menschen in einer Ecke zusammen. Manche krochen in Kartoffelgruben. Weinkeller gab's nur bei den reichen Bauern. Die Soldaten warteten nur auf den Befehl, das Dorf verlassen zu dürfen.

Ende November fuhren die sich zurück ziehenden Kampfwagen durch das Dorf. Die Schwerverletzten wurden aus der Schule abtransportiert.

Nur die Bindestelle ist geblieben. Die Richtung war Erdökür-Acsa-Vác.

Mit Waggonen wurden sie nach Dunántúl befördert. Die Soldaten sind von Frau N. auch weg. Auch die Feldküche wurde abgebaut. Alle marschierten nach Vác. Auch der Schwadronkommandant verließ die gute Stube.

Natürlich war der Krieg damit noch nicht zu Ende. Für das Dorf ging es weiter. Neue Soldaten kamen. Sie leisteten Schutz gegen die Russen und sicherten den Weg für die Hauptkräfte.

Die Bewohner des Dorfes lebten ihr tägliches Leben weiter. Sie fütterten das Vieh und versteckten sich vor den Kampfflugzeugen. Abends bekamen die Kühe Stroh, aber Milch konnten sie nicht mehr geben. Milch wurde zuhause zu Dickmilch oder Käse verarbeitet. Aber die armen Leute besaßen keine Kühe, nur Ziegen oder ein paar Schweine. Weihnachten durften die Knechte auch ein Schwein schlachten. So wurde es Dezember.

Auch die letzten deutschen Soldaten waren geflüchtet. Hatvan war zerstört.

Die Russen kamen!

Sie haben die Schilde nach Hatvan eingestellt, aber sie fuhren nach Vác.

Am Nikolaustag waren die Russen da. Sie durchsuchten alle Häuser nach Deutschen.

Aber die waren schon sehr weit weg.

Es geschah etwas, das das ganze Dorf erschütterte.